Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 36

Artikel: Mutter und Sohn im Strandbad

Autor: Vögtlin, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647207

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

lein, das sich auf dem Boden zu einem klaren Tümpel gesammelt hatte und dann wieder im Boden zu versinken schien, ein unterirdischer Wasserlauf, der wer weiß wieviel Meilen anderswo wieder zutage trat.

„Wasser!" schrie die Maid und beugte sich nieder und trank und trank. Dann packte sie Strupp am Halsband und führte ihn talwärts. — Drunten begegneten ihr viele Menschen, murrend und verzweifelt. Sie kamen von der Burg und berichteten: „Der Graf ist, noch ehe der Bluttrunk ganz getrunken war, plötzlich gestorben, und der harte Hausmarschall hat vor Zorn über dem Tode seines Herrn die Leute aus der Burg jagen lassen und die Tore geschlossen. Nun sind wir wieder ohne Wasser!"

„Und Adam Mohr, der Geselle?!" stieß Linda hervor und preßte ihre beiden Hände auf das klopfende Herz.

„Er liegt auf dem Schlosse und ist matt und schwach und betrübt, daß sein gutes Opfer nun nutzlos gewesen ist."

„Aber er lebt! Er lebt! — Und sein Opfer war nicht nutzlos, denn es brachte uns Wasser!" jubelte Linda und eilte zum Bürgermeister und berichtete von des Hundes wundersamer Entdeckung. Sie führte das Stadthaupt hinaus und ein Zug dürstender Menschen folgte, und nach vielem Suchen fand Strupp, der Hund, wieder den verfallenen Stollen, der sich als ein verschütteter unterirdischer Gang nach der Burg entpuppte. Und da, da war auch der tiefe Wassertümpel, und von droben rann leise das Wasser hernieder. Einer der Männer mußte schöpfen, und so kam Zuber um Zuber der nachfolgenden langen Menschenreihe an die Quelle, und froh und beglückt zogen die Menschen heim. Eine Wache wurde vor der entdeckten Quelle aufgestellt und ein richtiger Wasserdienst eingerichtet.

Das Städtlein war gerettet.

Am Abend kehrte auch Adam Mohr heim, schwach noch vom Blutverlust, aber frohen Mutes. Das Säcklein guten Goldes, das ihm der Graf versprochen, war ihm geworden, obgleich seine Hilfe und sein Opfer zu spät gekommen, und so war er kein armer Handwerksgesell mehr. Und am nächsten Tage wurde er vor den hohen Rat der Stadt geladen und der Bürgermeister teilte ihm feierlichst mit, daß der ehrsame Rat beschlossen habe, ihm das Bürgerrecht zu verleihen für seine Tat. Aber auch sein Hund solle nicht ungelohnt ausgehen. Das Tier habe von Rats wegen aus dem Stadtsäckel ein ehrbar Futter zu erhalten bis an sein Ende, was der jeweilige Büttel zuzubereiten und ihm täglich ins Haus zu bringen habe.

So waren Adam Mohr und sein Hund mit einem Schlage angesehene Bewohner des Städtleins geworden, und bald darnach gab der alte Kupferschmiedemeister sein Töchterlein gar gern dem wackeren Gesellen zum Weibe, und so wurde Adam Mohr, weil der Schwiegervater alt und gebrechlich war, bald ehrsamer Meister in Tecklenburg. Noch zwanzig Tage herrschte die grausame Trockenheit im Lande, aber der von Strupp entdeckte Brunnen am Bergeshang bewahrte die Stadt vor dem Schlimmsten und bannte Tod und Seuchen. Was aus Strupp geworden ist, darüber schweigt leider die Chronik, aber sicher ist, daß das Waldstück, in dem der Hund die Quelle entdeckte, noch jahrzehntelang den Namen Struppholz führte.

Eine Berichtigung

müssen wir zu unserem Artikel betreffend das Grauholzdenkmal auf Seite 632 der letzten Nummer anbringen. In der zweiten Spalte, 26. Zeile von oben, wird Karl Müller als nachmaliger Bundesrat bezeichnet. Dies ist unrichtig. Hauptmann Karl Müller war Redaktor am „Bund", aber nie Bundesrat. Bundesrat Eduard Müller, 1895 als Nachfolger des verunglückten Bundesrat Schenk gewählt, war 1886 schon Oberst. Die Redaktion.

Mutter und Sohn im Strandbad.

Novelette von Adolf Vögtlin.

„Eigentlich ist's doch jammerschade, Felix, daß wir in Chur nicht die Rhätische Bahn genommen haben und ins Engadin gefahren sind", sagte Mutter Gröbli zu ihrem Sohne, der, in das Studium von Akten vertieft, in einem Wagen der Chur-Arosa-Bahn mit ihr allein im Abteil saß. „Du hättest doch endlich einmal die Tochter meiner Freundin Caviezel kennengelernt."

Sie sagte dies in einem bestimmten, fast muntern Tone, ohne jeden gefühlsmäßigen Anhauch, als der Zug Litzirüti verließ und in die letzte Stufe des grünen Waldhochtals hineinratterte. Ihr Sohn horchte auf, verzog sein bleiches Gesicht zu einem nachdenklichen Lächeln und entgegnete: „Ich dachte, die Ehen würden im Himmel geschlossen. Wie oft hast du mir dies vorgehalten, Mutter!"

„Freilich", beharrte sie; „aber wir müssen dem Schicksal die nötigen Handlangerdienste leisten. Die Berge, die uns trennen, kann es nicht versetzen."

„Dies ist auch meistens gar nicht vonnöten, da der Herdentrieb die Menschen von selbst zusammenführt!"

„Wer aber nicht sucht, der findet auch nicht. Du gehst ja an allen Mädchen vorbei, und doch fehlt es dir nicht an Familiensinn. Und nun nimmst du gar noch die gefüllte Aktentasche mit nach Arosa, wo du doch deine Gesundheit, die du Tag und Nacht durch Arbeiten gefährdest, von Grund aus, von der Sohle bis zum Scheitel, auffrischen solltest. Dein Herz muß ja völlig eingetrocknet sein."

„Wasser, Luft und Sonne sollen hier oben Wunder wirken, sofern das Futter tauglich ist", lachte Felix. „Du hast doch für eine nahrhafte Krippe gesorgt?"

„Freilich; aber das Herz des Mannes lebt nicht von Fleisch und Gemüse allein; die Liebe ..."

„Mutter, ich führe meine Prozesse aus Liebe zur Gerechtigkeit", unterbrach er sie, schlau lächelnd.

Da fuhr sie auf und spielte, wie sie meinte, einen währschaften Trumpf aus: „Und die ist noch immer ein Weib gewesen!" Das zischte ihr nur so aus dem Munde heraus und quietschte so entschieden, wie wenn der Wirt ein Sauerfäßchen anzapft. Daß Felix bald eine Braut ins Haus bringen sollte, war ihr Wunsch und ihre Ueberzeugung, der sie schon wiederholt, aber nie so kräftig Luft verschafft hatte.

So klang denn sein Einwand etwas bescheiden und gezwungen: „Aber zuerst muß man doch den Boden legen, bevor man ein Haus baut, und das Futter für mindestens zwei Personen beschaffen ..."

„Weit gefehlt", fuhr sie dazwischen, „zuerst baut man die Kammer und alsdann legt man den Boden. Und übrigens, was ein rechter Mann ist, der schafft mit Leichtigkeit das Brot für zwei oder viere, sofern er ein braves und tüchtiges Frauchen an der Hand und im Herzen hat. Dein Vater selig bereute es nie, daß er beizeiten, das heißt in den ersten Mannesjahren gefreit hatte.

Felix wurmte das Gefühl, er sitze vor einem Felsen, an dem er den Kopf einrennen müßte, wenn er gegen ihn ankämpfen würde, und schwieg eine Weile. Die ewig sich wiederholenden und zuspitzenden Hinweise seiner Mutter verstärkten nur seinen innerlichen Trotz: Ich heirate, wen und wann ich will.

Jetzt rollte der Zug in die große Bergmulde hinein, auf deren Grund der Untersee grünte. Buntes Strandbadleben trieb seine Wellen im Wasser und auf dem anstoßenden Rasen, schwimmend, hüpfend, am Rundlauf turnend und Ball spielend.

„Da soll ich mich wohl in den Strudel werfen und eine herausfischen?" bemerkte Felix und schüttelte sich.

„Ob du angeln magst, ist ganz deine Sache, Felix; aber fröhlich sein mit den Fröhlichen, dich tummeln im

Wasser, an der Luft und an der Sonne, bekäme dir an Leib und Seele wohl", sagte die Mutter, im Glauben, er werde den Weg in das von ihm verpönte Paradies von sich aus finden, wie denn die Liebe oft genug aus der Gelegenheit hervorgeht.

„Siehst du", rief sie erfreut, „dort oben am Rand der Seemulde steht unser Gasthaus, die „Gentiana"! An schöner Stelle, nicht wahr? Zwischen hohen Tannen und mit dem Ausblick auf die Gefilde der Seligen da unten. Ach, ich wollte, ich könnte da noch Kind sein!"

„Dazu fehlt dir ja nichts als ein richtiger Luftbadeanzug, Mutter!" lachte Felix. „Dem Mangel ist leicht abzuhelfen."

„Nein, so leicht ist die Sache nicht; denn ich wollte andeuten, daß die Kinder zu meiner Zeit vieles versäumen mußten: die Freude an der körperlichen Uebung. Uns spannte man noch in Zwangsjacken ein, uns schnürte man den Leib entzwei, daß wir wie Wespen aussahen, und statt in der Bewegung übten wir uns in der Versteifung. Wie schön habt ihr's dagegen!" — „Wenn nur die neue Richtung nicht ausartete! — Die Schaustellung der körperlichen Reize birgt für die Eigentümer wie die Beschauer gewisse Gefahren in sich, und mit der vollkommensten Affenbehendigkeit kann man keinen Prozeß führen", ergänzte Felix die Mutter.

Nach wenigen Augenblicken lag der letzte Tunnel hinter ihnen, und der Zug kam vor dem rotgetünchten, graubündisch stilisierten Bahnhof mit den blauen Fensterläden zum Stehen.

Leise gegeneinander verstimmt, stiegen Frau Gröbli und ihr Sohn aus. Dieser übergab dem Hausdiener die Gepäckscheine und führte seine Mutter auf dem kürzesten Wege nach dem in der Höhe, am Waldrand gelegenen Gasthaus, wo Felix ein geräumiges, auf den Untersee hinunterblickendes Eckzimmer mit offenem Vorbau bezog, das die Mutter für ihn vorausbestellt hatte, während sie das anstoßende kleinere für sich nahm.

Beim Abendessen zeigte es sich, daß man erst im Beginne der Kurzeit stand, da bloß ein halbes Dutzend Gäste erschienen. Die Deutschen hielt eine Ausreiseverordnung ferne. Felix, dem ein unruhiger Betrieb nicht zugesagt hätte, war ganz zufrieden, als ihm die Mutter ein schlankes, aber breitschultriges Fräulein, Pia Valaer, als Sekretärin eines bekannten Engadiner Rechtsanwaltes vorstellte, die seit einigen Tagen das Strandbad aufsuchte, und im Verlauf der Unterhaltung Felix das kindlich-fröhliche Leben am Untersee als bestes Heilmittel gegen juristische Hemmungen anpries.

Schon am folgenden Morgen wußte es Frau Gröbli einzufädeln, daß ihr Sohn mit Fräulein Valaer eine Tennispartie im Valsanagarten verabredete. Als er erfrischt und aufgeräumt vom Ballspiel heimkehrte und ihr ein paar beglückte Blicke zuwarf, sagte sie im stillen zu sich: Wenn du heiratest, geschehe dein Wille wie der meinige, mein lieber Felix!

„Es fehlt dem Herrn Doktor nicht an Geschicklichkeit, sondern nur an Uebung; in einigen Tagen wird er mich schlagen", bekannte das Fräulein, als sich Frau Gröbli bei ihr nach dem Spielerfolg ihres Sohnes erkundigte.

„O wenn er dich doch nur ins Herz träfe", sagte sich die Mutter. Aber er war zu weit vom Ziel entfernt. Denn, während er den ganzen Vormittag über Akten brütete, war sie unten am See und gab sich allen dort möglichen Formen des Luft- und Wassersportes hin.

„Nun möchte ich mir die Nixen und Nixe doch einmal aus der Nähe besehen. Kommst du mit?", fragte sie am Nachmittag ihren Sohn, als sich die Kalkgeröllhalden der nahen Berge mattgolden im tiefgrünen See zu spiegeln begannen und Schatten aus dem dunkeln Tannenbestand hervorkrochen, der am untern Ende an das Wasser stieß, so daß man das Getümmel der Sportler in der Sonne behaglich aus der Kühle des Waldsaumes heraus betrachten konnte.

Die beiden stiegen hinunter und ergingen sich eine Weile darin. „Sieh doch, dort hängt sie!" rief Frau Gröbli plötzlich aus, und stieß ihren Sohn, der einem Prozeß nachsann, sanft mit dem Ellenbogen an. „Wahrhaftig, da hängt sie!" antwortete er, zum Rundlauf aufblickend; „Donnerwetter, diese ebenmäßige, muskelhafte Schlankheit!" — „Und wie sie prachtvoll vom Boden abspringt und sich so leicht wie eine Schwalbe in die Höhe schwingt!" ergänzte die Mutter seine Worte der Bewunderung. „Welche Kraft und Sicherheit! Einfach schön ist das! — Reizt es dich, den ehemaligen Turner, nicht, da mitzumachen?"

„Das denn doch nicht! Der Rundlauf gehört den Frauen. Unsereiner müßte seine Kraft eher am Reck oder Barren versuchen", erwiderte Felix etwas trocken und geringschätzig.

„Das gibt es ja hier auch. Siehst du, dort auf dem Rasenplatz, neben dem klimpernden Musikhäuschen", fuhr sie in den Sohn dringend fort, damit er Feuer fange. „Und ein Springgerüst zum Tauchen steht auch dort bei der Badanstalt."

„Wie hat dir doch das Wasserspiel früher Spaß gemacht, als du noch ins Gymnasium gingst — und jetzt ist ein solcher Hockfrosch aus dir geworden!" meinte die Mutter.

Felix hörte dies mit Widerwillen an, weil es der Wahrheit entsprach und seine Selbstherrlichkeit berührte, die er von der Mutter nur ungern angreifen ließ. Endlich überwand er sich und lachte heraus: „Du hast recht, Mutter! — eine Schande ist's, den gottgeschaffenen Körper so zu verwahrlosen, wie ich und meinesgleichen es tun, die bloß mit dem Kopf arbeiten."

Er wandte den Blick wieder nach dem Rundlauf. „Siehst du, wie ihre blonden Haare flattern und glänzen, wie ihre stahlblauen Augen blitzen! Und wie schön geht ihr karmesinrotes Turnkleid zu ihrem tiefgebräunten Leib! Eine fliegende Bacchantin!" rief er verwundert aus.

„Nur daß sie sich nicht am Weine zu berauschen braucht, um des Lebens Lust zu trinken!" bemerkte sie nüchtern, und stieß ihn mit der Fußspitze.

„Ist das ein Wink an meine Adresse, da du ihm mit dem Schuh die Richtung gibst! Du hast mich noch nie in einem Rausch getroffen, Mutter?"

„Das nicht", gab sie zu, „aber du greifst etwa einmal zum Glase, um dich über Mißstimmungen hinauszuheben; und dies sollte bei einem Manne von deiner Kraft nicht nötig sein. Die dort braucht keinen Wein, und jeder Muskel an ihr schwillt über vor Daseinsmut und Schaffensfreude."

Felix fühlte deutlich, wie die Mutter ihn anstachelte, wetteifernd die Mannhaftigkeit herauszukehren, die ihm über dem ewigen Stubensitzen abhanden gekommen war; aber er beruhigte sich bei dem Gedanken, daß sie mit keinem Wort mehr an ihrer Freundin Tochter erinnerte, und war ihr dankbar, daß sie nicht über ihn verfügen und einen beliebten Heiratsplan, den sie ihm schon mehrmals vorgegaukelt hatte, durchsetzen wollte. Was gibt es Herrlicheres für einen jungen Mann, als den selbstgewählten Weg zu gehen? Und sie gab ihm diesen deutlich frei!

Sodann hatte die Mutter ja in Grund und Boden hinein recht, wenn sie ihn ermunterte, der Erholung und Stärkung zu leben und zu diesem Zwecke Sonnenlicht und reine Höhenluft zu schlucken. Waren solche Elemente doch nicht nur köstlich, sondern ebenso kostbar, so daß ihnen auch ein Lebensgewinn entsprechen sollte. Felix überlegte sich diese Dinge und kam zu einem Entschluß, den er, ohne zu zögern, in die Tat umsetzte. Auf dem Rückweg ging er in einen Laden, wo Sportanzüge aller Art zur Schau gestellt waren, und kaufte sich ein karmesinfarbiges Badekleid. Die Mutter lächelte voller Genugtuung, als er diese Farbe wählte, und beim Abendimbiß verriet sie Fräulein Valaer, ihr Sohn

habe sich zum Ziel gesetzt, ebenso braun zu werden, wie sie. Gesundes Blut besitze er ja; nur das ewige Studieren und Schreiben auf dem Bureau legten ihn auf die Bleiche. Jetzt sei sie „gottenfroh", daß er endlich den Willen gefaßt habe, seine Ferien ganz dem Berg-, Luft- und Wassersport zu widmen und eine Gesundung an Haupt und Gliedern vorzunehmen.

„Mutter, was heißt nun das wieder?" polterte er sie an, als sie miteinander auf sein Zimmer gestiegen waren, „meinst du, ich sei nicht ganz bei Trost? Daß ich mich zu wenig mit körperlichen Uebungen abgegeben habe, muß ich ohne weiteres gestehen; aber der Kopf arbeitet doch ziemlich. Oder meinst du, meine Laterne brenne nicht mehr hell?" (Schluß folgt.)

Die Tochter Hailé Selassie's als Krankenschwester.

Prinzessin Tsahai, die 16jährige Tochter des Negus, bildet sich gegenwärtig in dem Hospital für kranke Kinder in London, Great Ormondstreet, als Krankenschwester aus. Sie beabsichtigt, anschliessend Medizin zu studieren.

Welt-Wochenschau.

Fragezeichen Moskau.

Im Gefängnishof der Lubjanka in Moskau, wo die Tscheka ungezählte schuldige und unschuldige Gegenrevolutionäre oder auch nur der Bürgerlichkeit Verdächtige hinrichten ließ, wurden am 24. August in der Morgenfrühe die 16 alten Bolschewiki füsiliert, teilweise unter scheußlichen Begleiterscheinungen: Zinowiew soll ohnmächtig gewesen sein; Smirnow, der voreinst den „weißen" General Koltschak aus Sibirien vertrieben, habe Stalin geflucht, andere sollen geschrien haben, die G. P. U. habe sie betrogen.

Die 16 sind tot; weitere Prozesse werden vorbereitet; möglich ist, daß den Erschießungen weitere folgen; der 24. August wird für die Sowiets das bedeuten, was der 30. Juni für das Dritte Reich: Sinnbild einer unvorstellbaren Willkür, die vor nichts zurückschreckt, wenn gewisse Probleme den Regierenden unlösbar erscheinen.

Was hat denn die rote Regierung gegenwärtig für Probleme zu bewältigen, und warum greift sie auf die alten Revolutionäre, um Sündenböcke zu finden? Warum scheint ihr gerade ein Griff auf die ehemals führenden, neben Stalin einflußreichsten und bei Lebzeiten Lenins weit bedeutendern Bolschewisten am ungefährlichsten zu sein? Denn es ist klar, die Erschossenen und die Tausende von Verhafteten sind Sündenböcke. An die Verschwörung glauben in Europa und Amerika nur die ganz und gar der Phrase hörigen „reinlinigen" Kommunisten, die gestern noch die Erschossenen zu den Heiligen ihrer Partei gezählt. Alle andern, die denken können, überlegen sich, daß Stalin mit irgendwelchen Widerständen zu ringen hat, von denen die Außenwelt nichts weiß, und daß er in eine unsichtbare Front von Gegnern vorgestoßen und ein paar Köpfe herausgegriffen, und zwar diejenigen, die mit ihrem Fall dem Regime am meisten dienen und am wenigsten schaden. Unter allen Vermutungen, die in den Zeitungen des Westens erhoben werden, kehrt die eine am häufigsten wieder: Die Generalität der Roten Armee ist im Spiel. Nur weiß niemand recht, inwiefern und mit welchen Zielen. Der Kommandeur des Fernen Ostens, Blücher, wird genannt und auch wohl mit Bonaparte verglichen, der einst der französischen Revolution den Garaus machte. Die hohen Offiziere, so viel kann man sich denken, betrachten die russische Politik als eine nationale Sache und haben bestimmt andere Ueberlegungen als die Parteikommunisten, die nichts weiter sehen als die Vergangenheit der Revolution. Sie rechnen, wie jeder Generalstab der Welt, mit dem Kriege, nicht als mit einer möglichen, sondern als einer unabwendbaren Tatsache. Und zwar mit dem Zweifrontenkrieg. Für einen General, der sich vorgenommen, einen solchen Krieg zu gewinnen, gibt es gewisse Fragen, die den Parteikommunisten nicht passen, und andere, welche die Politiker wichtig dünken, gibt es nicht mehr. Die Hauptfrage: Wie stark sind wir gerüstet; die zweite: Wer sind unsere Verbündeten?

Stalin hat mit der Dritten Internationale, der Dimitrow vorsteht, verstanden, die Volksfronten in Spanien und Frankreich zu schaffen; die französische Volksfront hat als Folge die Ratifizierung des Russenpaktes gehabt, und insoweit könnten die Generäle zufrieden sein. Und sie wären es auch, wenn sie nicht weiter dächten: Sie konstatieren, daß das konservative England seit dem Regierungsantritt Léon Blums von der Revolutionsfurcht ergriffen zu sein scheint und bedenklich zu Hitler hinüber schwankt. Sie sehen aber noch mehr: Erst mit dem Aufkommen der Linken in Frankreich hat der „Duce Mussolini" den Weg zum deutschen „Führer Hitler" gefunden; die große, von Laval in den Römerpakten, dem „lateinischen Ausgleich" und den Näherungen zwischen der Kleinen Entente und den italienischen Vasallen zustande gebrachte lückenlose Allianz aller europäischen Mächte (die Nordischen und die „Neutralen" ausgenommen), ist wieder zerfallen. Der „fascistische Block" ist entstanden; das isolierte Dritte Reich hat seit dem vergangenen Juli plötzlich Luft bekommen. Alles dank den Volksfronten, die Genf zu stärken trachten und in Genf am meisten zu jener wirkungslosen Politik gegen Italien beigetragen, an deren Ende der Ausgleich Mussolini-Hitler steht. Was nützt dem russischen Generalstab ein Frankreich, das von Italien in Schach gehalten wird und dem England nicht beisteht? Es hat den Anschein, als ob in dieser Schwächung des Allianzsystems, deren Urheber die neue Politik der „Komintern" geworden, der Grund der Unzufriedenheit auf Seiten der Generäle zu suchen sei.